

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Volker Ullrich

Die nervöse Großmacht 1871 – 1918

Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	11
TEIL I DAS DEUTSCHE REICH IM ZEITALTER BISMARCKS	
1. DIE GRÜNDUNG DES KAISERREICHS	19
Die Kaiserproklamation in Versailles	19
Der Gründungsmythos des neuen Reiches	22
Reichsgründung und europäisches Gleichgewicht	26
2. PROBLEME DER INNEREN REICHSGRÜNDUNG	29
Verfassung und Regierungssystem des Kaiserreichs	29
Vom Gründerboom zum Gründerkrach	38
Der erste innenpolitische Präventivkrieg: der »Kulturkampf«	45
Die innenpolitische Wende von 1878/79	53
Der zweite innenpolitische Präventivkrieg: Sozialistengesetz und Sozialgesetzgebung	64
3. DEUTSCHE AUSSENPOLITIK NACH 1871	74
Halbe oder ganze Hegemonie?	
Das Deutsche Reich im Konzert der europäischen Mächte	74
Bismarcks Drohpolitik: die <i>Krieg-in-Sicht</i> -Krise 1875	79
Konfliktverlagerung an die Peripherie: Orientkrise und Berliner Kongreß 1878	83
Der Aufbau des Bismarckschen Bündnissystems	88
Anfänge deutscher Kolonialpolitik	92
4. DAS ENDE DER BISMARCK-ÄRA	100
Die Krise des Bismarckschen Bündnissystems	100
Das Dreikaiserjahr 1888	107
Bismarcks Sturz	113
Bilanz der Bismarck-Ära	120

TEIL II DAS WILHELMINISCHE DEUTSCHLAND

1.	VOM AGRAR- ZUM INDUSTRIESTAAT	127
	Der große Sprung nach vorn: die wirtschaftliche Entwicklung 1890 bis 1914	127
	Bevölkerung und Mobilität	135
	Urbanisierung und soziale Frage	138
2.	DAS HERRSCHAFTSSYSTEM UNTER KAISER WILHELM II.	143
	Das »persönliche Regiment«	143
	Die Kanzler nach Bismarck	153
	Die Stellung des Reichstags	161
	Parteien und Verbände	165
	Die Liberalen 166	
	Die Konservativen 169	
	Das Zentrum 171	
	Die Sozialdemokratie 173	
	Industrielle und agrarische Interessenpolitik 176	
3.	DER »NEUE KURS« IN DER AUSSEN- UND INNENPOLITIK NACH 1890	182
	Die Abkehr vom außenpolitischen System Bismarcks	182
	Das Scheitern der inneren Reformpolitik	188
4.	WELTMACHTSTREBEN, SCHLACHTFLOTTENBAU UND NATIONALE SAMMLUNG	193
	Anfänge wilhelminischer Welt- und Flottenpolitik (1897–1901)	193
	Die wachsende außenpolitische Isolierung des Deutschen Reiches (1901–1909)	204
	Die Neuauflage der Sammlungspolitik (1897–1906)	211
	Die Krise des »persönlichen Regiments«: Bülow-Block, Daily-Telegraph-Affäre und Reichsfinanzreform (1906–1909)	216

5.	DER WEG IN DIE SACKGASSE	223
	Zwischen Entspannung und Krisenverschärfung: die deutsche Außenpolitik 1909 bis 1914	223
	Zwischen bürokratischem Reformkurs und Selbstblockade: die deutsche Innenpolitik 1909 bis 1914	238
6.	DIE FLUCHT NACH VORN: JULIKRISE UND KRIEGSAUSBRUCH 1914	250
	Die deutsche Risikopolitik im Juli 1914	250
	Das »Augusterlebnis«	263

TEIL III DIE GESELLSCHAFT DES KAISERREICHS

1.	SOZIALE SCHICHTUNG UND GESELLSCHAFTSORDNUNG	273
	Der Adel	273
	Bürgertum und Kleinbürgertum	279
	Das Wirtschaftsbürgertum	280
	Das Bildungsbürgertum	285
	Das Kleinbürgertum	290
	Industriell-gewerbliche Arbeiterschaft	297
	Bauern und Landarbeiter	305
	Konturen der wilhelminischen Klassengesellschaft	309
2.	FRAUEN IN DER MÄNNERGESELLSCHAFT	313
	Rechtliche Situation	313
	Familienleben	316
	Sexualität	322
	Frauenarbeit	330
	Frauenbewegung und Frauenemanzipation	335
3.	BILDUNG – WISSENSCHAFT – KULTUR	340
	Das Schulwesen	340
	Die Volksschulen	340
	Die höheren Schulen	344

Universitäten und Hochschulen	347
Ausbau und Differenzierung	347
Professoren und Studenten	350
Anfänge der Großforschung	355
Kultur im Kaiserreich	357
Offizielle Reichskunst und künstlerische Avantgarde	357
Anfänge moderner Massenkultur	367
4. NATIONALISMUS – ANTISEMITISMUS – MILITARISMUS VOR 1914	376
Die Radikalisierung des Nationalismus und der Aufstieg der Agitationsverbände	376
Die Ausbreitung des Antisemitismus	383
Die Militarisierung der Gesellschaft und die Schwäche der Gegenkräfte	397
TEIL IV DER ERSTE WELTKRIEG	
1. KRIEGFÜHRUNG UND POLITIK 1914 BIS 1916	407
Vom Scheitern des Schlieffenplans bis zum Sturz Falkenhayns	407
Das Streben nach Hegemonie: die Kriegszielbewegung und die Politik Bethmann Hollwegs	419
Das Dilemma der Friedenssondierungen	433
Burgfriede, innenpolitische Neuorientierung und die Spaltung der Sozialdemokratie	446
2. WIRTSCHAFT, GESELLSCHAFT UND KULTUR IM KRIEGE	456
Die Organisation der Kriegswirtschaft	456
Soziale Auswirkungen des Krieges	464
»Heimatfront« und Schützengraben: der Kriegsalltag	471
Die Radikalisierung des Antisemitismus	485
Kultur und Krieg	494

3.	DAS EPOCHENJAHR 1917	507
	Die Entscheidung für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg und der Kriegseintritt der USA	507
	Die russische Februar-Revolution und ihre Rückwirkungen auf Deutschland	513
	Die Julikrise 1917, der Sturz Bethmann Hollwegs und der Beginn der Parlamentarisierung	522
4.	DER ZUSAMMENBRUCH 1918	530
	Die Januarstreiks: das Vorspiel zur Revolution	530
	Der Gewaltfrieden von Brest-Litowsk und das deutsche Ostimperium	536
	Das Scheitern der deutschen Frühjahrsoffensive	546
	Die wilhelminische Gesellschaft in der Auflösung	552
	Reform von oben und Revolution von unten	557
	Das Ende	571
	BILANZ UND AUSBLICK	574
	ANHANG	
	Anmerkungen	595
	Ausgewählte Bibliographie	681
	Nachwort zur Neuausgabe:	
	Neue Forschungen zum Kaiserreich	701
	Abbildungsnachweis	753
	Register	754

TEIL I

DAS DEUTSCHE REICH IM
ZEITALTER BISMARCKS

»Schwarz, weiß und rot! um ein Panier
Vereinigt stehen Süd und Norden;
Du bist im ruhmgekrönten Morden
Das erste Land der Welt geworden:
Germania, mir graut vor dir!«

(GEORG HERWEGH: EPILOG ZUM KRIEGE,
FEBRUAR 1871)

1. DIE GRÜNDUNG DES KAISERREICHS

Die Kaiserproklamation in Versailles

Es war bitterkalt im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles, an jenem 18. Januar 1871, als das deutsche Kaiserreich ausgerufen wurde. Das Ganze war eine militärische Veranstaltung. Wohin der Blick auch fiel – Uniformen, Helme, Säbel, Fahnen und Standarten; die wenigen Gestalten im Frack verloren sich inmitten dieser kriegerischen Gesellschaft.¹ Das Volk war nicht vertreten, nicht einmal durch eine Abordnung des gewählten Parlaments, des norddeutschen Reichstags – ein getreues Abbild der Tatsache, daß der kleindeutsch-preußische Nationalstaat nicht durch demokratischen Willensentscheid, sondern durch Siege auf dem Schlachtfeld zustande gekommen war.

Um den besiegten Gegner zusätzlich zu demütigen, hatte man – eine Instinktlosigkeit ohnegleichen – als Ort der Proklamation gerade jenes Prachtschloß Ludwigs XIV. gewählt, mit dem sich für viele Franzosen Ruhm und Glanz einer vergangenen Epoche verbanden. Und auch das Datum war von hohem Symbolwert: 170 Jahre zuvor, am 18. Januar 1701, hatte der Sohn des Großen Kurfürsten als Friedrich I. den Königsthron in Preußen bestiegen. Die preußische Geschichte, so sollte suggeriert werden, war nun endlich an ihrem Zielpunkt angelangt. »Morgen ist hier großer Mummenschanz, d. h. es soll der deutsche Kaiser proklamiert werden, am alten Krönungstag der preußischen Könige«, notierte Paul Bronsart von Schellendorff, ein hoher Generalstabsoffizier, am 17. Januar in sein Tagebuch, und er mokierte sich über die »Helden des Zeremoniells«, die schon in Versailles eingetroffen waren.²

Fast hätte die Zeremonie noch in letzter Minute abgesagt werden müssen. Denn König Wilhelm I., der sich ohnehin nur widerstrebend zur Annahme der Kaiserwürde hatte entschließen können, weil er instinktiv spürte, daß er damit »von dem alten Preußen ... Abschied

nehmen müßte«³, sperrte sich bis zuletzt gegen den ihm von Bismarck zugedachten Titel *Deutscher Kaiser*. Hätte der preußische König gehohnt, daß Bismarck den bayerischen Monarchen Ludwig II. erst durch erhebliche finanzielle Zuwendungen hatte bewegen können, Wilhelm I. im Namen der deutschen Fürsten die Kaiserkrone anzubieten – sein Widerstand wäre vermutlich noch heftiger ausgefallen. Wenn schon, dann wollte er wenigstens *Kaiser von Deutschland* heißen. Dem aber widersetzte sich Bismarck, weil damit ein territorialer Herrschaftsanspruch verbunden schien, der den mühsam ausgehandelten Kompromiß mit den süddeutschen Staaten hätte in Frage stellen können.

Die Gegensätze in der Titelfrage überschatteten noch die Zeremonie im Spiegelsaal. Im Anschluß an eine kurze Ansprache Wilhelms I. verlas Bismarck, »der ganz grimmig verstimmt aussah«, »in tonloser, ja geschäftlicher Art und ohne jegliche Spur von Wärme oder feierlicher Stimmung« die Proklamation *An das deutsche Volk*.⁴ Darin wurde die heikle Titelfrage insofern ausgeklammert, als nur von der »deutschen Kaiserwürde« die Rede war. Auch der Großherzog von Baden vermied es in seinem Hoch auf »Seine Kaiserliche und Königliche Majestät, Kaiser Wilhelm«, die Empfindlichkeiten der einen wie der anderen Seite zu reizen. Und doch blieb bei Wilhelm I. eine nachhaltige Verstimmung zurück. Bei der anschließenden Gratulationscour übersah er ganz bewußt den Mann, der die deutsche Einheit unter Preußens Führung zustande gebracht hatte. »Diese Kaisergeburt war eine schwere«, beklagte sich Bismarck einige Tage später in einem Brief an seine Frau Johanna, »und Könige haben in solchen Zeiten ihre wunderlichen Gelüste, wie Frauen, bevor sie der Welt hergeben, was sie doch nicht behalten können. Ich hatte als Accoucheur mehrmals das dringende Bedürfnis, eine Bombe zu sein und zu platzen, daß der ganze Bau in Trümmer gegangen wäre.«⁵

Nicht nur auf den Reichsgründer selbst, sondern auch auf manchen anderen Teilnehmer wirkte die Inszenierung vom 18. Januar 1871 alles andere als erhebend. Vor allem die anwesenden Bayern empfanden Trauer bei dem Gedanken, künftig einem von Preußen dominierten Deutschland anzugehören. »Ach Ludwig«, schrieb Prinz Otto am 2. Februar an seinen königlichen Bruder, »ich kann Dir

gar nicht beschreiben, wie unendlich weh und schmerzlich es mir während der Zeremonie zu Mute war, wie sich jede Faser in meinem Innern sträubte und empörte gegen all das, was ich mit ansah ... Alles so kalt, so stolz, so glänzend, so prunkend und großtuerisch und herzlos und leer ... Mir war's so eng und schal in diesem Saale, erst draußen in der freien Luft atmete ich wieder auf. Dieses wäre also vorbei.«⁶

Ganz anders wurde die Reichsgründung offenbar in Deutschland erlebt, und zwar auch in den süddeutschen Staaten, wo es vor 1870 noch starke Aversionen gegen einen Anschluß an den Norddeutschen Bund gegeben hatte. Der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Hans Viktor von Unruh beobachtete während einer Reise durch Baden und Württemberg im Frühjahr 1871: »In allen Schenkstuben hingen, wenn auch schlechte, wohlfeile Bildnisse des Kaisers, Bismarcks, des Kronprinzen und Moltkes ... Kaiser und Reich fanden enthusiastische Zustimmung.«⁷ Unter dem Eindruck der Kaiserkrönung in Versailles und der Kapitulation von Paris wenige Tage später schrieb der auf dem rechten Flügel der Nationalliberalen stehende Historiker Heinrich von Sybel an seinen langjährigen politischen Weggefährten Hermann Baumgarten: »Wodurch hat man die Gnade Gottes verdient, so große und mächtige Dinge erleben zu dürfen? Und wie wird man nachher leben? Was zwanzig Jahre der Inhalt alles Wünschens und Strebens gewesen, das ist nun in so unendlich herrlicher Weise erfüllt! Woher soll man in meinen Lebensjahren noch einen neuen Inhalt für das weitere Leben nehmen?«⁸

Dennoch gab es gerade für die Nationalliberalen keinen Grund zur Euphorie. Zwar hatte sich Bismarck seit 1866 mit ihnen ausgesöhnt, weil er nur zu genau wußte, daß das Werk der deutschen Einheit ohne oder gar gegen die stärkste gesellschaftliche Kraft der Zeit, die bürgerliche Nationalbewegung, nicht vollendet werden konnte. Zugleich aber hatte der Kanzler sorgfältig darauf geachtet, daß Reichstag und Parteien im Prozeß der Reichsgründung von jedem direkten Einfluß auf den Gang der Verhandlungen ferngehalten wurden. Das deutsche Reich sollte als dynastische Gründung ins Leben treten, durch Vereinbarung der Fürsten und nicht durch die Initiative des Parlaments. Und so war die Kaiserproklamation am 18. Januar zuallererst auch ein

dynastischer Akt, wobei in der Dominanz der Uniformen der Charakter des neuen Reiches als eines Militärstaats unübersehbar zutage trat. »Dieser militärisch-höfische Charakter, der dem deutschen Kaisertum in der Stunde seiner Geburt aufgeprägt wurde, hat ihm angehaftet, solange ein Hohenzoller die Kaiserkrone getragen hat. Das wurde eine Grund-Tatsache der deutschen politischen Entwicklung.«⁹ In dieses Urteil des liberalen Publizisten Erich Eyck aus dem Londoner Exil 1943 ist bereits die Kenntnis des Späteren, des unrühmlichen Endes der Hohenzollernmonarchie 1918, eingegangen. Aus der Perspektive von 1871 nahm sich der weitere Gang der Dinge nicht so eindeutig aus. So schwer die Hypothek auch wog, die aus der Konstellation der Geburtsstunde erwuchs – die Weichen waren damit noch nicht unausweichlich auf Scheitern und Untergang gestellt. Wie sich der deutsche Nationalstaat, der aus drei Kriegen hervorgegangen war, in der äußeren und inneren Politik entwickeln, welche Kräfte in ihm vorherrschen, wie sich insbesondere das Machtverhältnis zwischen Krone, Regierung und Parlament verteilen und ob es den Liberalen gelingen würde, die militärstaatlich-autoritäre Prägung der Gründungsphase zu überwinden, das mußte sich in der Zukunft erweisen.

Der Gründungsmythos des neuen Reiches

Aus staatsrechtlicher Sicht war die Kaiserproklamation in Versailles nur eine, wenn auch wichtige Etappe auf dem Wege zur Reichsgründung. Mindestens ebenso bedeutsam war die Verabschiedung der neuen Reichsverfassung durch den Reichstag am 16. April 1871. Doch nicht dieser Tag wurde zum Symbol deutscher Einheit, sondern die Szene im Schlosse von Versailles, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattgefunden hatte. Künstler, Publizisten, Historiker wetteiferten darin, sie zum nationalen Großereignis, zum identitätsstiftenden Schöpfungsakt zu verklären. Auf der Skala nationaler Gedenktage im Kaiserreich rangierte das Reichsgründungsfest an erster Stelle – noch vor Kaisers Geburtstag am 22. März (später, zu Zeiten Wilhelms II., am 27. Januar) und dem Sedantag am 2. September.¹⁰



Die Kaiserproklamation im Spiegelsaal von Versailles, 18. Januar 1871.
Gemälde von Anton von Werner (Friedrichsruher Fassung).

Keiner hat so zur Popularisierung des Gründungsmythos beigetragen wie Anton von Werner mit seinem berühmten Bild der Kaiserproklamation, das, unzählige Male reproduziert, zur nationalen Ikone der Deutschen wurde. Der Historienmaler hatte am 15. Januar 1871 ein Telegramm des preußischen Hofmarschalls von Eulenburg erhalten mit der Aufforderung, sich umgehend ins Hauptquartier nach Versailles zu begeben, wo er etwas seines »Pinsels Würdiges erleben« würde.¹¹ Er traf gerade noch rechtzeitig ein, um die Zeremonie im Spiegelsaal mitzuerleben. Noch in Versailles begann Anton von Werner mit Entwürfen und Skizzen. Es dauerte allerdings noch einige Jahre, bis das Werk vollendet und am 22. März 1877, dem 80. Geburts-

tag Wilhelms I., dem Kaiser als Geschenk der Fürsten und freien Städte überreicht werden konnte.

Das großflächige Gemälde suchte den Eindruck einer detailgetreuen, fast photographischen Wiedergabe des Geschehens zu erwecken; in Wirklichkeit lieferte Anton von Werner durch die Komposition und das Arrangement der Figuren eine bestimmte idealisierende und heroisierende Interpretation des historischen Ereignisses.¹² Noch deutlicher zeigt sich diese Tendenz in der zweiten Fassung des Bildes von 1882: Die Hauptprotagonisten, allen voran Wilhelm I. und Bismarck, sind hier unverkennbar in den Mittelpunkt gerückt. Anstelle der blauen Dienstuniform trägt der Reichskanzler jetzt die weiße Galauniform der Kürassiere, wodurch er gleichsam als eine germanische Lichtgestalt die Blicke in besonderer Weise auf sich zieht. Mittelalterliche Reichsidee und preußischer Machtstaatsgedanke wurden in der Ikonographie des Gründungsaktes miteinander verschmolzen, Vergangenheit und Gegenwart versöhnt in der Vorstellung einer besonderen nationalen Sendung der Hohenzollern, die am 18. Januar ihre Erfüllung gefunden habe.

In den nationalliberalen Historikern der Reichsgründungszeit fand dieser Ursprungsmythos seine wirkungsmächtigsten Propagandisten. Gebannt vom militärischen Sieg über Frankreich und dem staatsmännischen Geschick Bismarcks, verfolgten sie den *deutschen Beruf Preußens* bis ins Mittelalter zurück. In dieser teleologischen Sicht der Reichsgründung »erschien die preußisch-deutsche Geschichte als ein sich mit Notwendigkeit erfüllender Entwicklungsprozeß, der von Luther und der Reformation über den Großen Kurfürsten und Friedrich den Großen bis zur preußischen Reformzeit führte, um dann im Werk Bismarcks seinen krönenden Abschluß zu finden«.¹³ Es werde wohl nicht mehr allzulange dauern, spottete der große Basler Historiker Jacob Burckhardt am Ende des Jahres 1872, »bis die ganze Weltgeschichte von Adam an siegesdeutsch angestrichen und auf 1870/71 orientiert sein wird«.¹⁴

Mit seiner nach 1871 begonnenen DEUTSCHEN GESCHICHTE IM 19. JAHRHUNDERT verfolgte Heinrich von Treitschke, der historiographische Herold des neuen Reiches, die Absicht, »eine allen Gebildeten gemeinsame nationale Geschichtsüberlieferung« zu schaffen und da-

mit ein »einmütiges Gefühl froher Dankbarkeit« zu wecken – Dankbarkeit vor allem für jene »politischen Helden«, die den »Traum vom preußischen Reich deutscher Nation« verwirklicht hätten.¹⁵ Daß allein die idealisierte preußische Militärmonarchie das Werk der Reichsgründung vollbringen konnte – das stand für Treitschke, das stand für die gesamte borussisch geprägte Historikerkunft nach 1871 ganz außer Frage: »Die Macht Preußens in unserem neuen Reiche ist von langer Hand her durch redliche stille Arbeit vorbereitet; darum wird sie dauern.«¹⁶ Neben Anton von Werners Gemälde hat Treitschkes Geschichtsschreibung das historisch-politische Bewußtsein der Deutschen nach 1871, vornehmlich jener Schichten, die sich selbst für gebildet hielten, am stärksten geformt.

Von Anfang an trug der neue Reichsnationalismus Züge eines überschießenden Selbstbewußtseins, verbunden mit einem Gestus anmaßender Überheblichkeit gegenüber anderen Nationen, vor allem dem besiegten Frankreich. Deutlich wurde das bereits beim triumphalen Empfang der heimkehrenden Truppen in Berlin am 16. Juni 1871. Ein Augenzeuge, der Dichter Berthold Auerbach, schrieb einen Tag später an einen Freund: »Als die 81 französischen Trikoloren und goldenen Adler vorübergetragen wurden und ein Jubelschrei ohnegleichen erdröhnte, da durchschauerte es mich unsagbar: es ist vollbracht, der sinnenverwirrende blutlechzende Dämon der Gloire ist niedergeworfen, hoffentlich für alle Zeit.«¹⁷

Daß der Sieg über Frankreich nicht nur der Tüchtigkeit der Armee, sondern auch der Überlegenheit deutscher Kultur zu verdanken sei, war eine weitverbreitete Überzeugung. In seinen UNZEITGEMÄSSEN BETRACHTUNGEN VON 1873 warnte Friedrich Nietzsche vor solchem Triumphalismus: »Von allen schlimmen Folgen aber, die der letzte mit Frankreich geführte Krieg hinter sich drein zieht, ist vielleicht die schlimmste ein weitverbreiteter, ja allgemeiner Irrtum: der Irrtum der öffentlichen Meinung und aller öffentlich Meinenden, daß auch die deutsche Kultur in jenem Kampfe gesiegt habe und deshalb jetzt mit den Kränzen geschmückt werden müsse, die so außerordentlichen Begebnissen und Erfolgen gemäß seien. Dieser Wahn ist höchst verderblich: nicht etwa, weil er ein Wahn ist – denn es gibt die heilsamsten und segensreichsten Irrtümer – sondern weil er im Stande ist, unseren

Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln: in die Niederlage, ja Exstirpation des deutschen Geistes zu Gunsten des deutschen Reiches.«¹⁸